Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 37

Artikel: Die Kerker-Symphonie

Autor: Böttcher, Max Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647125

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dann stiegen eilige Schritte die Treppe hinauf. Oben an der Tür stand Loni, wieder ganz ruhig. — „Im zweiten Zimmer links!" sagte sie und wies in den Gang.

Vier Polizisten liefen an ihr vorbei — der vorderste, in der Hand einen Revolver, stieß die Tür auf. Dann drangen sie alle in das Zimmer.

„Natürlich schon verduftet — der Herr!" sagte die derbe Stimme.

Loni ging ihnen nach. Sie hatten Licht gemacht und die Gardinen zurückgezogen. „Aha —", brummte der Wachtmeister. „Die Feuerleiter führt direkt am Fenster vorbei, da is er raufgekommen!"

Er drehte sich um und sah Loni gutmütig lächelnd an. Sie hatte sich draußen rasch einen Regenmantel, der gerade da hing, über das Pyjama geworfen.

„Und da is er natürlich auch wieder runter. — Sie haben wohl ziemlich geschrien — was?"

„Ziemlich —!" sagte sie und erwiderte sein Lachen. Sie stand mitten im Zimmer.

„Wir werden uns mal zur Sicherheit auch die anderen Zimmer ansehen!"

„Ach bitte — tun Sie das, Herr Wachtmeister!" sagte das Dienstmädchen kläglich vom Korridor her.

„Führen Sie die Herren, Klara!" sagte Loni. Sie stand unbeweglich.

Der Wachtmeister sah sie freundlich erstaunt an, und während seine Beamten die Wohnung rasch und gründlich durchsuchten, blieb er im Zimmer, ließ sich einige Fragen von ihr beantworten und machte sich Notizen.

„Niemand da!" meldete ein junger Polizist.

„Unten im Garten?"

„Auch niemand!"

„Also — Abfahrt!" sagte er. „Gute Nacht, Fräulein! — Sie können ruhig schlafen, der kommt nicht mehr!"

„Gute Nacht, Herr Wachtmeister!" sagte sie lächelnd. „Und vielen, vielen Dank!"

„Nichts zu danken!" brummte er und polterte zur Tür.

„Führen Sie die Herren hinaus, Klara!" sagte Loni wieder. Immer noch stand sie auf demselben Fleck.

Und wieder warf ihr der Wachtmeister einen erstaunten Blick zu — dann schob er sich zur Tür hinaus. Sie hörte die schweren Stiefel die Treppe hinunterpoltern und erst als das Haustor zufiel und sie die Männerstimmen im Garten hörte, hob sie den Fuß von der Stelle, auf der er so lange gestanden hatte.

Auf dem Boden lag der Brief, den sie beim Hereinkommen bemerkt hatte.

Sie hob ihn auf, riß den Umschlag ab und sah auf den ersten Blick Rudolfs wohlbekannte Handschrift.

Sie las:

„Lonikind,
bitte sei morgen vormittag um 10 Uhr auf dem Bahnsteig Janowitzbrücke. Es ist sehr wichtig!
Dein großer Bruder."

Das „wichtig" war zweimal unterstrichen.

„Ich bin eine Gans!" sagte sie zwischen Lachen und Weinen. Sie sank auf das Bett und faßte sich nach dem Herzen. „Um ein Haar hätte ich da ein schönes Malheur angerichtet — mit dem Ueberfallkommando!"

Dann kam sie in Wut. „Es ist doch aber auch eine ziemlich ungewöhnliche Zeit für Post und ein absolut blödsinniger Weg für einen Briefträger!" schimpfte sie plötzlich los. „Die Feuerleiter! Da soll man keinen Schreck kriegen! Himmeldonnerwetter nochmal!"

Sie bumste ihren Pantoffel gegen die Wand, daß Klara draußen im Gang hell aufkreischte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kerker-Symphonie.

Erinnerung an Carl Maria von Weber.
Erzählt von Max Karl Böttcher.

So recht langsam und gemächlich, wie es sich für eine richtige Postkutsche jener Zeit geziemte, rollte das wackelige Gefährt eines schönen Sommerabends des Jahres 1807 auf der Straße nach Stuttgart dahin.

Nur zwei Männer saßen darin, der eine fast ein Jüngling noch, knapp 20 Jahre, auffällig schmächtig an Gestalt, aber mit großen, klugen und lebendigen Augen. Sein Gegenüber, ein älterer und vornehmer Mann, hatte sich schon lange mit ihm unterhalten, und schließlich sagte er: „Sie haben ein schönes Stück Welt schon gesehen, junger Freund! Sie sprechen von Wien, von München, von Augsburg und vom Norden, auch in Breslau scheinen Sie gut zuhause zu sein! Bitte halten Sie mir meine Neugier zu gut, wenn ich frage: was sind Sie von Beruf?"

„Ich bin Musiker, und auf meinen Kunstreisen kam ich bereits durch halb Europa, am längsten weilte ich in Wien!"

„Sind aber kein Wiener Ihrer Sprache nach?"

„Nein, ich bin im Norden geboren, in Eutin, aber mein Vater entstammt einer niederösterreichischen, geadelten Familie."

„Ach, das ist interessant! Und wenn Sie lange in Wien waren, müßten Sie eigentlich auch meinen Verwandten kennen, der als Musiker dort einen guten Namen hat, ich meine den Abbé Vogler!"

„Und ob ich den kenne! Er war ja lange Zeit mein Lehrer in Musikfächern aller Art! Er hat mir sogar seine Oper „Samori" als Ersten vorgespielt, und ich danke ihm viel! Nun möchte ich mich, da wir sogar gemeinsame Freunde haben, vorstellen, wenn Sie erlauben. Ich heiße Carl Maria von Weber!"

„Und ich bin der Hofkammerrat Wendelin! Weber, Weber ist Ihr Name? Seien Sie mir nicht gram, aber ich hörte noch nie etwas von Ihnen als Musiker."

„Glaube ich gern, bin ja auch noch jung und unbekannt! Allerdings habe ich mich auch schon in Komposition versucht, und in Augsburg wurde sogar vor kurzem ein heiteres Singspiel von mir aufgeführt: „Peter Schmoll und seine Nachbarin" hieß es; aber, ich gestehe es offen, Erfolg hatte das Stück leider nicht. Meine Stärke liegt, so sagt Michael Haydn, der Bruder des großen Joseph Haydn, im Klavierspiel und im Dirigieren!"

„So, so! Und nun wollen Sie in Stuttgart Konzerte geben?"

„O nein! Ich komme aus Breslau, wo ich Orchesterdirigent am Nationaltheater war, aber durch Mißhelligkeiten des Krieges büßte ich meine Stelle ein, wurde Musikintendant beim Prinzen von Württemberg auf dessem schlesischen Schloß Carlsruhe, aber weil S. Durchlaucht, der Prinz, infolge der Kriegswirren auch seine Hauskapelle entlassen mußte, wurde ich überflüssig, und er empfahl mich nun seinem Bruder, dem Prinzen Ludwig in Stuttgart. Jetzt bin ich auf dem Wege zum Prinzen Ludwig und erhoffe eine Stelle bei S. Durchlaucht am Hofe."

Der Kammerrat sah den jungen Weber lange und ernst an, dann antwortete er: „Es ist vielleicht unklug, was ich Ihnen jetzt sage, aber weil sie so jung und unerfahren sind und die Verhältnisse an unserem Hofe nicht kennen, will ich es doch tun: Es wäre Ihnen besser, junger Freund, der Prinz Ludwig — er ist der Bruder unseres Königs — nähme Sie nicht in seine Hofdienste!"

Erstaunt erwiderte der junge Weber: „Sie erschrecken mich! Ist der Prinz nicht gut zu seiner Umgebung?"

„Doch, aber er läßt seinem Gefolge dieselben Freiheiten, die er für sich in Anspruch nimmt, kurz gesagt: Der Hof des Prinzen führt einen Lebenswandel, in den hineingerissen zu werden es schade um Sie wäre!"

„Und der König? Was sagt S. Majestät dazu?"

„Der zürnt mit seinem Bruder, und es hat schon manch bösen Auftritt gegeben, aber man will doch am Hofe einen offenen Skandal vermeiden! Der König zahlt dem Prinzen nur eine kleine Apanage, doch der Prinz verschafft sich Geld auf infame Weise, und deshalb ist er im Volke so verhaßt."

„Ach, das wird ja immer schlimmer!"

„Ja, leider! Für uns Württemberger ist das ein trauriges Kapitel. Sie wissen, daß der König dem Rheinbund beigetreten ist und nun vertragsmäßig dem Bonaparte für seine fortwährenden Kriege Soldaten stellen muß. Daher finden im Lande dauernd Aushebungen statt und täglich fast gehen Soldatentransporte zu Napoleons Soldaten-Depots ab. Befreit sind allein die, welche am Königlichen Hofe — und dazu gehört auch das Höfchen Prinz Ludwigs — in Hofdiensten sind. Nun hat der Prinz, um zu Gelde zu kommen, einen schwunghaften Handel mit allerlei Stellungen an seinem Hofe eingerichtet. Die jungen Leute, die den Kriegsdienst scheuen, erkaufen sich für Tausende von Talern am Prinzenhof eine Stellung, die nur auf dem Papier steht, also ohne Gehalt und ohne Arbeit, und dadurch werden sie frei vom Kriegsdienst. Das Volk ist empört, daß die Reichen diese Vorteile haben sollen, während die Armen als Kanonenfutter Napoleons gut genug sind! Aber Prinz Ludwig macht sich nichts daraus, schwelgt tagaus, tagein, hat Geld in Fülle und macht trotzdem noch Schulden über Schulden. Ah, da sind wir ja schon am Osttor von Stuttgart, ich muß aussteigen! Im Plaudern vergeht die Zeit! Also, alles Gute, junger Herr Musikus! Und wenn Sie mich einmal brauchen sollten, Wendelin ist mein Name!"

Trotz der Warnung des alten Herrn versuchte Weber doch, eine Audienz beim Prinzen zu erlangen. Das war leicht, da man ihn für einen Jüngling hielt, der für Geld eine Hofstellung suchte. Aber Weber hatte ja nur den Empfehlungsbrief des prinzlichen Bruders auf Schloß Carlsruhe in Schlesien. Und dieser Brief muß sehr lobend für den jungen Musiker gewesen sein, denn der Prinz Ludwig nahm ihn auch ohne die Silbertaler in Hofdienst, und zwar ernannte er ihn zu seinem Geheimsekretär. Als solcher hatte er die Aufgabe, die Verbindung des Prinzen mit dem König aufrechtzuerhalten, übrigens ein fürchterlicher Beruf, denn der König, von Natur aufbrausend, ließ dem armen Geheimsekretär alles entgelten, was der Prinz unrecht tat. So ist es ja schon immer gewesen: Den Sack schlägt man und den Esel meint man! Und in unserem Falle mußte Carl Maria von Weber den Sack abgeben. Bei jeder Klage und Beschwerde, die dem König über seinen Bruder Ludwig zu Ohren kam, befahl er den prinzlichen Geheimsekretär zu sich und überhäufte ihn mit harten Worten und mit den heftigsten Vorwürfen, als sei Weber der Schuldige und nicht der Prinz. Und erwidern durfte er schon gar nichts, sonst mußte er befürchten, daß der König tätlich gegen ihn wurde. — Wenn er sich nun bei seinem Chef, dem Prinzen, über diese harte und ungerechte Behandlung von seiten des Königs beklagte, lachte Ludwig, erinnerte ihn, daß er ja zwei Ohren habe und sich nichts zu Herzen nehmen solle und schenkte ihm dann als Schmerzensgeld für die erlittene Unbill irgend eine kleine Kostbarkeit, einen goldenen Ring oder eine silberne Tabaksdose, ja, einmal sogar ein schönes Reitpferd.

Und wo blieb die Musik? Der junge Komponist und nachmalige so berühmte Schöpfer des „Freischütz" und des „Oberon" hatte gehofft, in Stuttgart sich fortbilden zu können, aber bis jetzt hatte er noch keine Gelegenheit gehabt, je nur ein Stündlein sich seinem eigentlichen Berufe zu widmen, denn er hatte von früh bis abends mit jungen Männern und deren Vätern zu verhandeln, die, beladen mit Tausendtalersäcken, auf das Prinzenschloß kamen, um durch Erkauf einer Hofstellung vom Kriegsdienst freizukommen. Gegen 400 Hofbeamte gab es nun schon am Prinzenhöfchen, für welches schon ein Dutzend Hofleute genügt hätte. Um nun wenigstens nicht ganz vom Bureaudienst verschlungen zu werden, erbat sich Weber die Erlaubnis, ab und zu im Orchesters des Hoftheaters mitspielen zu dürfen, das wurde ihm auch erlaubt, und etwas später durfte er auch noch den herzoglichen Kindern Musikunterricht erteilen. So hatte er nun wenigstens wöchentlich zwei- oder dreimal Gelegenheit, seine geliebte Musik zu pflegen. Der heranwachsende Prinz Paul war sogar ein recht guter Schüler und wurde bald des nur wenige Jahre älteren Carl Maria Freund.

Aber mit einem Male sollte dieses ganze Stuttgarter Zwischenspiel in Webers Leben ein Ende erreichen, beinahe wäre es ein Ende mit Schrecken geworden, und das kam so: Eines Tages befahl ihn der König wieder einmal zu sich.

„Die Stunden, die ich dem furchtbaren Fürsten gegenüber in dessen Kabinett zubrachte, gehören zu den schwarzangestrichenen meines Lebens!" sagt Weber in einem Briefe selbst über sein Verhältnis zum König. Der Landesvater überhäufte ihn wieder einmal mit Zornesausbrüchen und Schmähungen, die dem leichtfertigen königlichen Bruder galten, aber den unschuldigen Sekretär trafen. Und als er endlich vom König aus der Audienz entlassen wurde, kochte es in der jungen Künstlerseele Webers. — Vor dem Gemach des Königs traf er auf eine alte Frau aus dem Volke, die — Gott weiß, wie — durch die Wache geschlüpft war.

„Was sucht Ihr hier, gute Frau?" fragte Weber.

„Ich suche die königliche Waschfrau, der ich von der Frau Hofmeisterin etwas ausrichten soll."

„Da gehen Sie nur hier hinein, denn da findet Ihr die königliche Waschfrau! Eben wurde schmutzige, hochfürstliche Wäsche dadrin gewaschen, auf meine Kosten — leider!" Und boshaft lächelnd zeigte Weber auf die Tür des königlichen Gemaches. Und da der Herrscher bei solch hochnotpeinlichen Verhandlungen mit Weber alle Lakeien fortschickte, daß sie nicht erlauschen konnten, was da über Prinz Ludwigs Lebensführung für Worte fielen, konnte das alte Weiblein ungehindert eintreten in des Königs Zimmer, während sich Weber, erfreut, dem König einen Streich gespielt zu haben, aus dem Staube machte. — Aber, o weh! Der König, dem ohnehin alte Weiber zuwider waren und der noch mit Zorn geladen war, fuhr die arme Alte nicht zu wenig an. Und als er aus den verwirrten Worten der Frau endlich begriffen hatte, daß er unter der „königlichen Waschfrau" gemeint sei und daß ein schmächtiger, junger Mann, der soeben sein Zimmer verlassen, sie ins Gemach gewiesen habe, packte der König wilder Zorn. Er schickte die Wache zu Weber und der arme Carl Maria wurde im Orchester des Hoftheaters verhaftet, gerade als er den ersten Takt zur Chorprobe dirigieren wollte. Man brachte ihn nach der Stadthauptwache. — Sein Brotgeber, Prinz Ludwig, bat beim Bruder um Gnade für Weber, aber vergeblich. Da sandte der Prinz, um seinem Sekretär wenigstens die Kerkerzeit etwas zu erleichtern, ihm ein Klavier und Notenpapier und Tinte und Feder ins Gefängnis und schickte ihm Leckerbissen. Aber Carl Maria war gar nicht so unzufrieden, wie man meinen sollte, hatte er doch nun einmal Ruhe vor all dem ekelhaften Treiben seines Berufes und obendrein hatte er jetzt einmal Zeit, sich seiner geliebten Musik zu widmen. Wenn nur sein Schicksal nicht so ungewiß gewesen wäre, denn wenn ihm der König den Prozeß wegen Majestätsbeleidigung machen ließ und er nach der gefürchteten Feste Hohen Asperg gebracht wurde, dann wäre es aus mit ihm gewesen, dann hätten wir niemals den herrlichen „Freischütz" oder den köstlichen „Oberon" beschert bekommen.

Aber die guten Götter wollten es anders. — Im Kerker schrieb Weber fleißig Musik, und so entstand jene „Große Polonaise in Es" (op. 21), die er später scherzweise seine „Kerker-Polonaise" nannte. — Und eines Tages ritt der König an der Stadthauptwache vorüber, hörte, daß aus einem Gitterfenster wundersame Musik ertönte, stieg vom Roß, trat ein, ließ sich die Zelle aufschließen, und wen fand er dort am Klavier mit Hingabe spielend? Den Sekretär des Prinzen Ludwig, der ihn eine königliche Waschfrau tituliert hatte. Weber glaubte, der Zellenwärter wäre eingetreten und ließ sich nicht stören, sondern spielte weiter, und als er geendet hatte, rief der König: „Er spielt gut, sehr gut sogar! Und ein wunderschön Stücklein, das ich noch nie gehört! Von wem ist das Opus?" Hei, wie war Weber aufgefahren und wie stand er nun da? Aber diesmal war der Fürst ganz anders, denn sonst. So freundlich hatte er ihn noch nie gesehen.

„Das Stück ist von mir, Ew. Majestät!" antwortete verängstet der Komponist, und nun erfuhr der König erst einmal das ganze Schicksal des Verhafteten.

„So liegt also die Sache! Hm! — Höre er, Weber, er ist frei! Er kann gehen! Aber eines befehle ich: Binnen 24 Stunden hat er meine Residenz zu verlassen! Der Hof meines Bruders ist nichts für ihn! Er mag wieder werden, was er war, ein Musikus, dazu scheint er mehr Talent zu haben, als die schmutzigen Geschichten des Prinzen Ludwig zu vertreten!" Sprachs, schritt hinaus und ritt davon!

Weber aber verließ noch am gleichen Tage mit seinem Vater, der bei ihm lebte, Stuttgart. Nie sprach er später gern von dieser Zeit, die die dunkelste seines Lebens war.

Bettag.

Von Rosa Weibel.

Herbst! Der Wandervogel
Ruft mit lautem Schrei,
Daß des Sommers Schönheit
Reif zum Sterben sei.

Hell vom Dome klingen
Glocken durch das Land,
Und die Menschen legen
Betend Hand in Hand.

Lächelnd gab der Sommer
Goldne Frucht und Glanz,
Korn in schweren Garben,
Roten Mohn zum Kranz.

Und mit vollen Schalen
Ruft der Herbst zum Mahl.
Segen! hallt die Glocke,
Dank! der Widerhall.

Welt-Wochenschau.

Graf Ciano, Fünferausschuß und letzte Versuche.

Man braucht die letzten Anstrengungen, Italien vom Kriege zurückzuhalten, eigentlich nicht mehr zu verfolgen. Die Engländer mögen mit gespannten Nerven, die Franzosen noch nervöser versuchen, aus der italienischen Delegation Zugeständnisse herauszuholen, alles wird nichts nützen. Man bekommt den Eindruck, Mussolini nehme an den Unterhandlungen nur Teil, um die Ausrüstung und den Aufmarsch der Armee ohne vorzeitige Störung vollenden zu können. Daß Baron Aloisi der Einsetzung des Fünferausschusses beigestimmt, daß in Rom mit einer neuen Dreierkonferenz zwischen den Premiers der drei Mächte gespielt wird, ja, daß man mit dem Namen „Stresa" als Konferenzort liebäugelt, paßt durchaus ins Bild. Eines Tages werden die Konferenzen irgendein natürliches Ende nehmen, und alsdann mag das Kommando zum Angriff tönen. Und alsdann wird man sehen ....

Das jüngste königliche Brautpaar in England.
Unser Bild zeigt den Herzog von Gloucester, der dritte Sohn des englischen Königspaares, mit seiner Braut, Lady Alice Montagu-Douglas-Scott, der Tochter des Herzogs von Bucclouch und Queensburry, aufgenommen im Schloss zu Balmoral.

Daß hinter den Kulissen nicht alles restlos nach Mussolinis Wünschen geht, kann man annehmen; viele Italiener zweifeln am Ausgang des Ringens mit England, auch wenn sie einen reibungslosen Vormarsch nach Gondar und weiter nach dem Süden erhoffen. Noch mehr zweifeln die Wirtschaftskreise. Aber solche Widerstände, ob sie offen oder geheim auftreten, scheren den Duce nicht. Immerhin könnte die Zukunft Ueberraschungen bringen. Das verrät die „Affäre Ciano", von der freilich nur in Kreisen von Eingeweihten als einer solchen gesprochen wird. Graf Ciano ist Mussolinis Schwiegersohn. Er ist auch der Freund des Finanzmannes Rickett, der das Unternehmen der Amerikaner mit den Oelkonzessionen in Abessinien geleitet und abgeschlossen hat. Graf Ciano war also sozusagen durch seinen Freund Rickett blamiert. Alle möglichen Kombinationen knüpften sich an die bekannt gewordene Freundschaft zwischen Rickett und Ciano. Sollte sich in der Familie Mussolinis selbst ein Geschäftsmann finden, der die Ansicht vertrat, Italien müßte auf den Krieg verzichten, wenn im Lande des Negus nichts zu holen sei? Oder sollte Ciano im Gegenteil den famosen Rickett vorgeschickt haben, um den Negus zu diskreditieren, und war die amerikanische Annullierung der Konzession eine erwartete Sache? Wahrscheinlich nahm man an, Ciano habe sich wirklich blamiert, und das Kommando erging, Mussolinis Schwiegersohn müsse sich öffentlich als Vollblutpatriot legitimieren. Und die Legitimation erfolgte. Graf Ciano hielt in Asmara, dem italienischen Rüstungszentrum und Aufmarschknotenpunkt in Erythrea eine Rede, die alle Welt von seiner Eindeutigkeit überzeugen muß. Die Rede wurde bezeichnenderweise am Radiosender und für Amerika gehalten. Nun wird Amerika erfahren, daß es keinen Ciano gibt, der mit Rickett und einigen Amerikanern zusammen gegen die italienischen Wünsche nach äthiopischen Petrolfeldern konspirierte, und daß jeder Verdacht, der durch Rickett auf ihn gekommen sein könnte, töricht sei.

Ciano wiederholte im Ganzen all die Vorwürfe gegen Abessinien, wie man sie seit langem aus der italienischen Presse und neuerdings aus der großen Dokumentenkiste er-